

Walther Hinz — Rykle Borger — Gerd Gropp: Altiranische Funde und Forschungen (Berlin 1969).

275 Seiten mit 34 Abbildungen und 157 Fototafeln (1 Bunttafel).

Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin. Oktav, gebunden DM 110,—

Der vorliegende Band bietet eine reiche Forschungsernte des hervorragenden Iranisten Walther Hinz, komplettiert durch zwei Beiträge von Rykle Borger und Gerd Gropp. Der Bogen der Untersuchungen spannt sich von der Frühgeschichte Elams bis zu den Sassaniden und vermehrt mit der Fülle seiner wichtigen Abbildungen unser iranistisches Anschauungsmaterial erheblich. Ein Kernstück, das im Inhaltsverzeichnis nicht auftaucht, ist das Corpus der altelamischen Strichinschriften Pag. 28–44 mit Autographien, Umschrift, Übersetzung und Zeichenliste, auf Grund von Neuaufnahmen des Louvre zusammengestellt, wofür die Wissenschaft sowohl Walther Hinz als auch Pierre Amiet immer dankbar sein wird. Im vorangestellten Katalog Pag. 28 vermißt man bei jenen Inschriften, die auf Bildwerken angebracht sind, die archäologische Literatur. Hierzu wären Abhandlungen von Boehmer<sup>1</sup> und Nagel – Strommenger<sup>2</sup> zu vergleichen; apud Boehmer<sup>1</sup> Tab. XLVIII–XLIX wurde erstmalig die Kutikišušinak-‘Statue 2’ veröffentlicht. Bei dem ‘Herrscherpaar’ sub ‘B’ handelt es sich in Wirklichkeit um Götterdarstellungen.

Das ‘Corpus’ schließt das I., das ‘elamische’ Kapitel des Bandes ab. Es folgen vier achämenidische und dann fünf sassanidische Abschnitte, die sich allesamt mit Inschriften, Architektur- oder Felsreliefs beschäftigen. Mit am interessantesten ist der altelamische Neufund, der im I. Kapitel vorgelegt wird und zu dem man eine Stellungnahme des Rezensenten am ehesten erwarten wird. Dabei ergibt sich für diesen ein Dilemma. Denn da es sich bei dem Neufund um ein stark umstrittenes Denkmal handelt, dem der Rezensent zumindest mit Reserve gegenübersteht, so muß dessen Kritik ins Detail gehen und läßt dann bei dem beschränkten Raum die Besprechung weiterer Kapitel nicht zu. Trotzdem habe ich mich zu diesem einseitigen Verfahren entschlossen, da das Objekt des ersten Kapitels tatsächlich ja prononciert herausgestellt wird. Es soll aber gleich hier betont werden, daß jedem Altorientalisten die Lektüre aller Kapitel dringend empfohlen sei und auch der Besprecher es sich nur schwer versagen kann, auf die vielen interessanten Probleme, die dort angeschnitten werden, näher einzugehen.

Die reliefierte und mit einer Inschrift versehene Silbervase, um die es im I. Kapitel geht, war seit ihrem Erscheinen von Anfang an umstritten. Dem Erstveröffentlicher Roman Ghirshman<sup>3</sup> kamen allerdings keine Bedenken. Er erwähnt die Vase auch nur en passant bei der Publikation zweier weiblicher Steinstatuetten der Sammlung Foroughi, von denen die eine in den Louvre gelangte<sup>4</sup>. Anlaß hierzu bot eine gewisse Ähnlichkeit der Foroughi-Statuetten mit den beiden Frauenreliefs der Silbervase. Natürlich wurden alle diese überraschenden

Neufunde aus Fars mit der bekannten Gruppe der persischen ‘Narbenmännchen’ zusammengebracht, die der Rezensent jüngst in ihrer Gesamtheit vorlegen konnte<sup>5</sup>. Nach dieser Sachlage verquickt sich nun die Echtheitsfrage der Vase mit dem Originalitätsproblem der beiden Foroughi-Statuetten. Dies können wir hier nicht weiter erörtern. Jedoch macht Hinz aus der Fragwürdigkeit seines Stückes auch keinen Hehl. Im Gegenteil, die Auseinandersetzung mit dem Fälschungsverdacht zieht sich als roter Faden durch seine ganze Beweisführung. Trotzdem hält er das Stück für unbestreitbar echt und bietet auch eine Übersetzung der Strichinschrift. Dabei geht er zunächst auf die Fundumstände ein. 1966 wurde von Arbeitern bei Persepolis ein Tonkrug zusammen mit Bronzegerät und angeblich auch mit unserer Vase gefunden. Der Besitzer des Grundstückes soll sodann versucht haben, die Vase an Antikenhändler zu verkaufen, jedoch scheiterte das an der Angst der Händler vor dem Antikengesetz. Diese Angabe wird allerdings jeden mit dem iranischen Antikenhandel Vertrauten stutzig machen. Nach dem, was Perser in Europa und Amerika ständig anbieten, muß ein solcher Fall von Zurückhaltung als einmalig gelten. Die Vase wurde schließlich durch den Vizekustos von Persepolis bei dem Grundbesitzer beschlagnahmt, der mit einem – später erhöhten – Finderlohn abgegolten wurde. Der Gesamtfund kam nun ins Teheraner Museum, wo Hinz die Publikationserlaubnis erlangte.

Die Schilderung dieser Fundumstände erhielt Hinz von dem Vizekustos in Persepolis, der die Stücke beschlagnahmt hatte. Für oder gegen die Echtheit der Vase besagt sie nichts. Gegen die Echtheit sprechen die beiden getriebenen Frauenfiguren, die in der Altvorderasiatischen Kunst nicht ihresgleichen haben. Leider nennt Hinz keinen der Archäologen bei Namen, die sich ihm gegenüber offenbar auch negativ äußerten (Pag. 11). Allerdings versucht er auch keine stilkritische Analyse, sondern beruft sich auf unsere lückenhafte Kenntnis der elamischen Kunstentwicklung, bei der eben noch alles offen sei. Trotzdem wird man entgegenhalten müssen: wann immer die Vase gearbeitet wurde, zur Zeit der altelamischen Strichinschriften, also gegen Ende der mesopotamischen Akkade-Dynastie, ist ihr Figureschmuck kaum denkbar. Denn wenn uns auch gewiß noch manche Überraschungen aus dem Boden Elams erwarten, so wären Figuren, deren Stil sich nicht den Gesetzen der altvorderasiatischen Kunststruktur fügt, eben nicht elamisch. Gerade das aber soll ja unsere Silbervase auf Grund ihrer Inschrift sein, und diese gilt denn auch Hinz als Hauptargument für die Echtheit des ganzen Denkmals, da sie einerseits „einen einwandfreien altelamischen Wortlaut erschließt“ (sofern man die von Hinz selbst erarbeiteten Zeichenwerte zugrundelegt) und andererseits die beiden Frauengestalten der Vase „in unauflöselichem Bezug“ zu der so erschlossenen Inschrift stehen. „Kein Fälscher vermöchte eine derartige Inschrift zusammenzustellen...“ (Pag. 12).

In der Tat dürfte ohne die Inschrift die Vase einer archäologischen Verdammnis leichter verfallen sein. Aller-

dings wirken die Zeichen außerordentlich schematisiert und sind mit einer geometrischen Korrektheit eingraviert, die die Steinepigraphen vermissen lassen. Verfolgt man dann schließlich eingehend den minutiös dargelegten Entzifferungsversuch von Hinz Pag. 18–26, so kann man sich bei aller Hochachtung vor dem Scharfsinn des Verfassers des Eindrucks nicht erwehren, daß in dieser Übersetzung einfach zu viel neu erschlossen ist, als daß ihr ein Beweis für die Echtheit der Vase zu entnehmen wäre. Auch die Zeichenlesung an sich ist variabel. Ein senkrechter Strich kann *ti* oder 'Worttrenner' sein, *ti* kann aber auch durch Längsstrich mit Mittelpunkt ausgedrückt werden. So kommt die Zeichengruppe 'Durchbrochener Vertikalstrich – Durchgehender Vertikalstrich' dreimal vor und wird *na-ti, na-ti, na-* 'Worttrenner' gelesen<sup>6</sup>. Der „unauflöbliche Bezug“ der Inschrift wird aber im wesentlichen erst durch die vom Übersetzer neu erschlossenen Worte hergestellt, wie 'Vase' und 'Himmelsnähe-Stifterin' = 'Priesterin'. Deren Unsicherheit betont Hinz deshalb immer wieder. Aber über solchen Prämissen wird das darauf aufgebaute Argument allmählich zu schwer. Zwar hat Hinz auch den Einwand in Erwägung gezogen, daß eine echte Strichinschrift aus einer unbekanntem Privatsammlung vom Fälscher auf die Vase übertragen wurde (Pag. 12) – ein Verfahren, daß sicherlich schon vorgekommen ist; aber dieser Ausweg ist für Hinz eben wegen des „unauflöblchen Bezugs“ zwischen Inschrift und Dekor nicht akzeptabel, da er dem Fälscher unmöglich eine Kenntnis des Inschrifteninhalts zutrauen würde.

Obwohl wir nun diesem „Bezug“ kein solches Gewicht beimessen können, so scheint uns doch auf Grund der oben kritisierten äußeren Form der Inschriftzeichen eher ein einheitlicher Entwurf vorzuliegen, daß heißt, auch die Inschrift könnte modern komponiert sein. Jedoch dagegen hat Hinz gleichfalls beachtliche Gründe bereitgestellt.

Der Sachverhalt ist kurz folgender: Die Inschrift enthält vier bisher unbekannte Zeichen, die ein eventueller Fälscher aber leicht neu bilden oder verlesen haben könnte. Andererseits haben offenbar alle bisherigen philologischen Bearbeiter, C. Frank, R. de Mecquenem und nach ihnen auch Hinz selbst für ihre Autographien die in Heliogravüren wiedergegebenen Abklatsche benutzt, die aber eine Autopsie am Original nicht ersetzen können. Ein etwaiger Fälscher dagegen arbeitete sicher nicht mit dem selten gewordenen Band "Mémoires de la Délégation en Perse 10" (Paris 1908), sondern war auf die Autopsie von Originalen angewiesen. Dies würde den bemerkenswerten Umstand erklären, daß die Silbervaseninschrift zwei Zeichen enthält, die in ihrer eigentlichen Form bisher verkannt worden waren (Pag. 19–21, 25) und erst auf der neuen Fotografie des 'Fragments D', eines Blocks mit Schlangenrelief, die Hinz auf Pag. 34 bietet, ihre wahre Gestalt enthüllen. Hier sehen wir deutlich im oberen Foto, unterste Zeile rechts, einen dreizackigen Halbmond, der durch Beschädigung fast fünfzackig wirkt. Weiter links zur Mitte der untersten Zeile zu ist dann klar das auf der Spitze stehende Parallelogramm

mit dem eingezeichneten dreifachen Dreieck zu erkennen. Nach diesem Befund wäre die dringende Bitte auszusprechen, dem Corpus von Hinz genauere Autographien beizufügen, da die Zeichenformen, die Hinz vorzieht, für eingehende Untersuchungen zu schematisiert sind.

Sollte die Inschrift also tatsächlich modern entworfen worden sein, so geschah dies mit einer gewissen Umsicht. Hierzu gehört etwa, daß das 'Doppelte Winkelband mit Punkten' einer Tonlinse entnommen wurde, deren Aufbewahrungsort heute nicht mehr feststeht (Teheran ?, cf. Pag. 41: M, Pag. 27 Nota 69). Einen Beweis für oder gegen die Echtheit wird erst ein weiteres Eindringen in die Sprache der Strichschriften bringen, bisher eine Pionierleistung von Walther Hinz, die der Rezensent stets anerkannt hat.

Zum Archäologischen Pag. 12–17 wäre noch kurz folgendes zu bemerken: Der Vergleich der Kopftracht der stehenden Figur auf der Silbervase mit zwei Bildwerken aus Susa ist unzutreffend, da diese Statuetten baskenmützenartige Kappen tragen und die Haare der ersten von ihnen lang auf den Rücken herabfallen. Der Vergleich mit dem bekannten Narüde-Sitzbild inklusive neuem Kopf ist gleichermaßen irrelevant, da es eine mehrfache Hörnerkrone und ein anderes Gewand mit straffer Zottenstilisierung trägt; an dem Palmenzweig in seiner Linken ist nicht zu zweifeln. Und wo das so typisch zurückwallende Haar der kauernden Silbervasenfrau möglicherweise sein Vorbild gehabt hat, kann man bei Hinz aus Tafel 52 ersehen.

Zum Schluß sei noch einmal darauf hingewiesen, wie sehr die Iranistik Walther Hinz für diesen Forschungsband zu Dank verpflichtet ist. Das Problem des ersten Kapitels wird die Gemüter noch lange bewegen und kann nur in intensiver Zusammenarbeit mit Altorientalisten der verschiedensten Sparten gelöst werden, insbesondere den Kunstarchäologen und ihrer Stilanalyse. Hierbei möchte diese Besprechung einen Anfang machen. Eine Wissenschaft, die zu viele ungelöste Fragen vor sich herschiebt, erstickt an ihnen. Es muß und wird aber ein Weg gefunden werden, auf dem die Entzifferung der elamischen Strichschriften zu einem guten Ende gelangt. Rückschläge sollten dabei nicht aufhalten, und es kann auch keine Frage sein, daß Walther Hinz uns hier auch in Zukunft ein zuverlässiger Führer sein wird.

Wolfram Nagel, Berlin – Köln

<sup>1</sup> Rainer Michael Boehmer : Die Datierung des Puzur / Kutik-Inšūšinak und einige sich daraus ergebende Konsequenzen (Orientalia, Nov. Ser. 35, 1966, 345–376), Pag. 349–352.

<sup>2</sup> Wolfram Nagel–Eva Strommenger : Reichsakkadische Glyptik und Plastik im Rahmen der mesopotamisch-elamischen Geschichte (Berliner Jahrb. f. Vor- u. Frühgeschichte 8, 1968, 137–206), Pag. 190–206.

<sup>3</sup> Roman Ghirshman : Notes iraniennes – XVI. Deux statuettes élamites du plateau iranien (Artibus Asiae 30, 1968, 237–248, Fig. 10–12).

<sup>4</sup> Pierre Amiet : Notes d'archéologie iranienne – A propos de quelques acquisitions récentes du Musée du Louvre (La revue du Louvre 6, 1969, 325–338, Fig. 1–2).

<sup>5</sup> Wolfram Nagel – G. Voll – Otto Werner : Frühe Plastik aus Sumer und Westmakkam (Berlin 1968), Pag. 54–67 = Berliner Jahrb. f. Vor- und Frühgesch. 8, 1968, 104–117.

<sup>6</sup> Andererseits zitiert Hinz Pag. 23 zu seiner Deutung des spitzhohen Dreieckzeichens R. M. Boehmer<sup>1</sup>, der Pag. 364 s. die Hinzsche Interpretation als „König“ als gerechtfertigt bezeichnet und an die Ähnlichkeit mit dem hieroglyphenhethitischen Königszeichen erinnert. Aber gerade Boehmer wies loc. cit. auf die akkadische Übersetzung hin, die nicht *šarrum* (= König) sondern *šakkanakkum* (= Statthalter) bietet. Der Rezensent hat diese Diskussion in einer größeren Abhandlung über die Denkmäler des Kutikīšušinak wieder aufgenommen<sup>2</sup>. Wir versuchten dort Pag. 194, das von Boehmer herangezogene Argument zu entkräften, daß das Dreieckzeichen als Epitheton des Gottes Inšušinak nur 'König' und nicht auch 'Vogt' heißen könnte. Hinz geht hierauf nicht ein, obwohl der Aufsatz des Rezensenten an anderer Stelle angeführt wird.

**Winfried Orthmann:** Das Gräberfeld bei Ilica. Mit einem Beitrag von Hermann Helmuth (Wiesbaden 1967).

84 Seiten mit 6 Abbildungen, 13 Plänen, 7 Tabellen, 1 Karte und 16 Tafeln.

Franz Steiner Verlag, Wiesbaden. Quart, Leinwand gebunden DM 38,—, broschiert DM 33,—.

Diese Monographie von W. Orthmann umfaßt die Ergebnisse seiner Ausgrabung eines Gräberfeldes in Zentralanatolien nordwestlich von Ankara beim heutigen Dorf Ilica. Wie alle Arbeiten Orthmanns zeichnet sich auch diese durch ihre übersichtliche Gliederung sowie die klare Beschreibung und Deutung der Funde aus. Nach einer knappen Einleitung über die Entdeckung des Gräberfeldes durch K. Kökten im Jahre 1947 und einer Mitteilung des Prinzen A. zur Lippe aus dem Jahre 1963 über die Aktivität der Bauern des jetzigen Dorfes bei der Freilegung einzelner Gräber folgt eine kurze Beschreibung der Anlage und Ausdehnung des Gräberfeldes. Der Verfasser betont hier vor allem das „auffällige Kennzeichen“ des Gräberfeldes: das Vorhandensein „großer Steinblöcke, von denen ein Teil noch heute aufgerichtet steht.“ Die Steinblöcke kennzeichnen die einzelnen Gräber und grenzen daher das Feld ab.

Nach einer Übersicht über die verschiedenen Schnitte der Grabung folgt ein Katalog der älteren Gräber aus der „hethitischen“ Zeit und anschließend eine Abhandlung über ihre Bestattungsweise und Funde. Insgesamt konnte der Ausgräber 131 Gräber feststellen, die er aufgrund des Grabtypus und der zugehörigen Keramik der „hethitischen“ Zeit zurechnet. Von besonderer Bedeutung ist, daß von den 131 Gräbern, die der Verfasser in diesem Katalog behandelt, 127 deutlich Brandgräber sind. Das Brandgrab besteht meistens aus einer Grube, die in ihren Ausmaßen der Größe des hineingesetzten Grabgefäßes entspricht. Die Gruben sind nicht besonders ausgearbeitet. Die Grabgefäße bestehen fast ausschließlich aus Schnabelkannen und weisen besondere, absichtlich beigebrachte Beschädigungen auf. In manchen Fällen konnte der Ausgräber feststellen, daß das Gefäß von Steinchen umgeben und mit dem Schnabel nach Osten orientiert war. Häufig wurde die Öffnung des Gefäßes

entweder mit einer Schale oder dem Boden eines größeren Gefäßes zugedeckt. In fast allen Gefäßen wurde im oberen Teil Erde beobachtet, die der Verfasser für nachträglich hineingerutscht hielt. Im unteren Teil des Grabgefäßes befanden sich die verbrannten Knochen des Toten. Selten fand man Beigaben. In manchen Gefäßen wurden Tierknochen festgestellt, und der Ausgräber nimmt an, daß sie von Opfertieren stammen.

Die Bestattungsweise und die Keramik, die Orthmann hier vorlegt, sind einerseits mit Osmankaya, andererseits mit dem Gräberfeld von Gordion zu vergleichen.

Der zweite Teil der Monographie besteht aus einem Katalog der „jüngeren“ Gräber und einer Abhandlung über ihre Bestattungsweise. Bei diesen jüngeren Gräbern handelt es sich um schmale, tiefe Gruben. Der Tote liegt auf dem Rücken, Kopf und Füße sind mit senkrecht gestellten Steinen abgegrenzt. Manchmal wurde das Grab mit flachen Steinen zugedeckt. Bevorzugt war die Orientierung des Toten mit dem Kopf nach Westen.

Außer den Körperbestattungen der „jüngeren“ Grubengräber wurde auch ein viereckiges Kammergrab entdeckt. Sein Dach war ursprünglich gewölbt. Ein Dromos stellte den Eingang zur Kammer dar. Im Inneren der Kammer wurden Knochen von mehreren Toten gefunden. Die Knochen befanden sich nicht in ihrer ursprünglichen Lage und dürften schon im Altertum verschoben worden sein, um Platz für neue Bestattungen zu schaffen. Häufig lagen die Fußknochen an der Ostwand der Kammer, während sich die Schädel entlang der Westwand aufrehten.

Orthmann schließt diesen Teil seiner Monographie mit einer kurzen Erläuterung über die Datierung der beiden Gräberkomplexe und einer ebenso knappen Abhandlung über die Gesamtergebnisse seiner Ausgrabung, wobei die Bedeutung der Brandgräber hervorgehoben wird. Er datiert die Gräber in zwei Perioden und vermutet noch eine älteste dritte. Zu dieser Periode möchte der Verfasser ein Vorratsgefäß rechnen, das zwar mit verschlossener Mündung dicht unter der Erde gefunden wurde, jedoch keinerlei weitere Anhaltspunkte für ein Grab bot, das heißt, es war leer. Ferner weist Orthmann auf ein von Kökten gefundenes Pithosgrab hin, das dieser als hellenistisch-römisch bezeichnet hatte. Orthmann hält dieses Gefäßgrab auf Grund der Form des Gefäßes für viel älter und datiert es in die ausgehende Frühbronzezeit.

Die zweite Periode des Gräberfeldes bei Ilica besteht aus den Brandgräbern und einigen gleichzeitigen Körperbestattungen. Dieser Periode werden die aufrecht stehenden Steinblöcke zugerechnet. Auf Grund des Vergleiches des Grabtypus mit Osmankaya sowie der Keramik mit Karum Kanis, Acemhüyük, Polatli und dem Gräberfeld bei Gordion kommt Orthmann zu dem Schluß, daß diese Periode in Ilica nach der älteren Karum Kanis-Zeit und vor der frühen hethitischen Großreichszeit liegt, i. e. nach der kurzen Chronologie etwa in das 16. Jahrh. v. Chr. zu datieren ist. Die dritte Periode rechnet der Verfasser hauptsächlich auf Grund des Typus der Grabkammer der späthellenistischen Zeit zu.